

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 58 (1966)

Heft: 3

Artikel: Auf dem Lande ; in Jugoslawien und Bulgarien : Gegensätze zwischen sozialistischen Staaten

Autor: Schläppi, Bruno

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-354223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unserer Auffassung heute die wichtigste Aufgabe. Denn ohne diesen Gemeinsinn und ohne sittliche Kultur werden uns die Wissenschaften, Technik und Organisationskunst in Wirtschaft und Staat eher zum Fluch als zum Segen. Sie werden bei der Abwesenheit des sozialen Gewissens in der Öffentlichkeit Mittel zur Versklavung des Menschen in den Händen des Kapitalisten, Managers und totalen Staates. Denken wir nur daran, wie oft heute die Erkenntnisse der Tiefenpsychologie beispielsweise von der Konsumwerbung oder der Propaganda der totalen Staaten mißbraucht werden.

Oskar Müller, Zürich

Auf dem Lande – in Jugoslawien – und Bulgarien:

Gegensätze zwischen sozialistischen Staaten

Ueber der Adria weht bereits ein kalter, beißender Wind – die von den Bauern gefürchtete «Bora». Sie pfeift über die Karstlandschaft Dalmatiens, wirbelt den kargen Humus hoch und entblößt die Wurzeln der Bäume, die auf kahlen, felsigen Abhängen ihre kümmerlichen Kronen in den gräulichen Himmel strecken. Der Süden Jugoslawiens, die Küste und die Inseln sind kein guter Boden für die Landwirtschaft. Hier fristen die Bauern ein ärmliches Leben. Soweit das Auge reicht, sind die dürftigen Pflanzungen mit sorgfältig aufgeschichteten Steinbrocken umzäunt. Und des öftern machen die Schritte Halt vor einer zerfallenen Steinhütte, deren Besitzer hinüber nach Bosnien gezogen ist, um dort in der Textilindustrie zu arbeiten. Und noch mehr Bauern haben sich der Fremdenindustrie zugewandt, arbeiten heute in den Hotels an der Küste und auf den vielen Inseln und verdienen so ihr Brot. Der – noch so feurige – Wein, den sie aus ihren dunkelblauen Trauben gewinnen, und die saftigen, dickhäutigen Tomaten vermögen sie nicht zu ernähren.

Wer aus diesen Regionen Jugoslawiens in die Industrie abgewandert ist, für den war dies eine Frage der nackten Existenz; der Boden konnte ihn nicht ernähren. Wer hingegen seine Scholle oben in den nördlichen Gebieten gegen die ungarische Grenze mit der lärmigen Fabrikhalle vertauschte, tat dies mit anderer Absicht: Er ging in die Stadt und wollte dort ganz einfach besser und bequemer leben!

Bis zum Bruch Titos mit Stalin und die ersten Jahre danach, war die Landflucht in Jugoslawien – wie in allen anderen sozialistischen Staaten auch – in erster Linie ein politisches Problem: Die Bauern ließen sich nicht gerne in die Kollektivwirtschaften pressen. Sie

fanden den Ausweg und zogen vom Lande in die neuerrichteten Zentren der jungen Industrie, die über Nacht aus dem Boden gestampft worden waren. Und sie wurden mit offenen Armen empfangen, denn höchstes Ziel der jugoslawischen Führung war es, den einstigen Agrarstaat so rasch wie möglich zu industrialisieren.

Nach dem Sturze Stalins in Belgrad wurde das Experiment der landwirtschaftlichen Kollektivierung fallengelassen. Von den einstmals über 2000 Produktionsgenossenschaften sind heute nur noch wenige übrig geblieben: Sie sind an den Fingern abzuzählen. An ihrer Stelle haben sich gewaltige Versorgungskombinate gebildet, die die Lebensmittelindustrie beliefern und ihre Felder weitgehend mit Maschinen bearbeiten. Ihre Angestellten sind in erster Linie Techniker, Traktoristen und Melker. Und für die Erntezeiten schließen sie Verträge mit den privaten Bauern ab.

Lenin und Marx würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie das jugoslawische Dorf von heute sehen könnten. Von einer Sozialisierung auf dem Lande kann kaum mehr die Rede sein. Im Gegenteil: Bereits geistert wieder der «Kulak» – der Großbauer – durch die Dörfer des Banat, der Vojvodina und der Bila Gora. Als die LPG's zerfielen und das Land wieder unter die Bauern aufgeteilt wurde, ging eben nicht immer alles mit ehrlichen Dingen zu. Und so gibt es im jugoslawischen Dorfe wieder den Bauern, der mehr zu sagen hat als die andern, der mehr Boden besitzt als sein Nachbar, der eigene Landarbeiter entlohnt, die für ihn arbeiten, und der es versteht, die Ertragnisse des Dorfes aufzukaufen und eigenhändig – mit gutem Profit selbstverständlich – auf dem Markte weiterzuverkaufen.

Schon 1962 hat Slavko Komar in der Mai-Ausgabe der Monatszeitschrift «Socializam» auf diese unhaltbaren Zustände hingewiesen. Doch bis heute ist die Regierung gegen derartige Vorkommnisse kaum oder nur äußerst zahn eingeschritten. Und des öftern sind es eben «die besten Genossen mit einer blütenweißen Parteiweste», die sich zum Kulaken aufgespielt haben. Und sie nützen ihren Einfluß von Pontius bis Pilatus und verschleiern ihren Besitzstand und die Anzahl ihrer Arbeiter wo sie nur können. Denn das Gesetz schreibt ihnen vor, daß sie an Bodenbesitz nicht mehr als zehn Hektaren und an Landarbeitern nicht mehr als fünf Beschäftigte haben dürfen.

Rumenka, unweit von Novi Sad, ist das typische serbische Dorf in der Vojvodina, in dem auch bereits ungarisch gesprochen wird. Die Häuser sind zumeist einstöckig und ziehen sich, durch manns hohe Bretterzäune verbunden, den breiten, erdigen und ausgewalzten Straßen entlang. Hinter den Verschlängen, im Hintergrund der geräumigen Höfe, stehen gedrungene Scheunen mit breitausladenden Strohdächern. Im Hofe steht der jahrhundertealte Ziehbrunnen und jagt der Hund das wild kreischende Federvieh. In den niedrigen Hütten stampfen die Esel und brüllen dumpf die Kühe.

Mit einem Privatbauer, der gut zehn Hektaren Land sein eigen nennt, bin ich in diesem Dorfe ins Gespräch gekommen.

«Sehen Sie, die Reprivatisierung auf dem Dorfe war unumgänglich. Seitdem ist die Versorgung viel besser geworden, und das Handwerk hat wieder goldenen Boden. Die Schreiner und Schuhmacher arbeiten wieder zur Zufriedenheit der Bevölkerung, und z. B. die sanitären Einrichtungen werden wieder repariert.»

«Haben Sie noch mehr Privatbesitz oder nur ihren Bauernhof?» erkundige ich mich weiter. «Ich besitze noch eine Gaststätte und habe drei Angestellte, die mir bei meiner Arbeit helfen. Und sie verdienen mehr, als wenn sie für die gleiche Arbeit durch den Staat entlohnt würden.»

Die Journalistin, die mich begleitet, runzelt die Stirn. Später lacht sie und meint: «Da sind Sie nun einem Kulaken aufgesessen. Er hat Sie schön beschwindelt. Soviel ich weiß, hat er mehr Angestellte als nur drei. Ich muß es ja schließlich wissen, ich wohne nur zehn Minuten von diesem Dorf weg.» Und jetzt lachen wir beide.

Ich habe später in Novi Sad erfahren, warum man den Auswüchsen auf der Landschaft – die einem Sündenfall in kapitalistische Zeiten zurück gleichkommen – nicht schärfer zu Leibe rückt. Ein Agronom gab mir kurz und bündig zu verstehen: «Unser Vertragssystem zwischen Versorgungskombinat und Privatbauer hat sich ganz einfach bewährt. Auf alle Fälle haben wir in unserer Landwirtschaft nie die Engpässe durchmachen müssen wie unsere sozialistischen Brüder mit ihren vollkollektivierten Betrieben. Nehmen Sie nur die sozialisierte Landwirtschaft in der Tschechoslowakei, die 1962/63 kaum mehr wußte, wie ihre Krise zu überwinden. Wir haben viel lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach. So sind wir halt hin und wieder gezwungen, bei ähnlichen Fällen ein Auge zuzudrücken.»

«Aber ich habe gehört, daß es mit eurer Landwirtschaft gleichwohl nicht zum besten steht. Seit wann muß ein Agrarland – es war es wenigstens – Äpfel aus der Schweiz und Tomaten aus Bulgarien einführen? Das werden teure Äpfel gewesen sein...»

«Das stimmt. Wir müssen schauen, daß unsere Bauern vermehrt Maschinen anschaffen können. Und wir sollten sie subventionieren. Aber woher die Mittel nehmen? Und dazu kommt die Erbzerstückelung und die Tatsache, daß seit der Reprivatisierung der Landwirtschaft niemand mehr ernsthaft von der Melioration des Bodens gesprochen hat. Das sind nun wieder die typischen Probleme, wie sie die private Bewirtschaftung des Bodens hervorruft.» Und er meint resigniert: «So wie man's macht, ist's nicht recht!»

In der Nähe von Belgrad, in Zemun, steht eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen. Hauptsächlich produziert «Zmaj» – so heißt der Betrieb – Combainers zur Einbringung der Ernte. Jährlich verlassen rund 1600 Combainers, 300 Elevatoren, rund 100 Getreide-

selektoren und 2500 Anhänger für landwirtschaftliche Nutzfahrzeuge das Fließband. Der Betrieb baut im weiteren Mühlenmaschinen für Griechenland und produziert Traktorenfolgen für die DDR.

Beim türkischen Kaffee mit dem kaufmännischen Direktor erfahre ich folgendes: «Trotzdem wir unseren Bruttoumsatz jährlich steigern – er steht nun ungefähr bei 15 Mia Dinar (52 Mio sFr.) – kommen wir kaum mehr nach, alle Aufträge zu erfüllen. Infolge der Wirtschaftsreform, von der man nicht so recht weiß, wo sie hinzielt, wollen wir vorderhand von einer Betriebserweiterung absehen. Die Investitionen hierfür müssen wir ja sowieso aus der eigenen Tasche bestreiten. Und ich ziehe es vor, auf sicher zu gehen. Damit habe ich bereits das Wesentliche gesagt: es ist uns im Moment nicht möglich, unsere Kapazität auszudehnen, auch wenn ich für unsere Landwirtschaft, die rascher und intensiver mechanisiert werden sollte, alles Verständnis aufbringe. Nicht zuletzt aber haben wir auch Verpflichtungen gegenüber dem Ausland. Unter anderem exportieren wir Erntemaschinen nach Brasilien, Ägypten, Algerien, Ungarn, der CSSR, der Türkei, Griechenland, Oesterreich und Bulgarien.»

Auch hier: die Mechanisierung der jugoslawischen Landwirtschaft steckt im argen. Und auch hier sind es die gleichen Gründe: Das Land hat seine Mittel zum größten Teil aufgebraucht, und heute muß es sparen, weil es keine Devisen mehr hat.

Wie aber denkt der Privatbauer über solche Probleme? Um dies zu erfahren, bin ich zu meinen Freunden nach Gornja Kovačica gefahren, am Fuße der Bila Gora. Die Busfahrt dorthin war eine der schrecklichsten meines Lebens; nach Bjelovar glich die Straße einem steinigen, umgepflügten Acker, und noch niemals waren meine Eingeweide derart durcheinandergeschüttelt worden wie auf dieser Fahrt. Und dennoch war sie eine der schönsten und erlebnisreichsten. Es war der Bus, der von Zagreb bis hinauf an die ungarische Grenze Richtung Daruvar fährt und jeweilen am Nachmittag die Bauern, die in der Kreisstadt Bjelovar ihre Besorgungen verrichtet haben, in ihre Dörfer zurückbefördert. Und wie der erste merkte, daß ich Ausländer war, öffnete er seinen Rucksack, entzog ihm eine Flasche Sliwowitz, prostete mir zu, und ich mußte mithalten. Und immer und immer wieder mußte der Chauffeur den vielen kleinen Eselsfuhrwerken ausweichen, die hochbepackt ihren Dörfern zufuhren. Und dann wieder mußte er energisch aufs Horn drücken, weil eine vorwitzige Gänsefamilie die Straße nicht freigeben wollte.

Es geht so gegen fünf Uhr, als ich in diesem kleinen Gornja Kovačica ankomme. Dušan Vučković und seine Frau arbeiten noch auf einem der Maisfelder. Die Blätter der abgeernteten Maisstauden, die die beiden auf einen Ochsenkarren laden, werden später zu Flechtmaterial verarbeitet. Das Wiedersehen mit meinem Freunde ist sehr herzlich, und er läßt es sich nicht nehmen, mir nach altem

kroatischem Brauch eigenhändig die Füße zu waschen. Und bis spät in den Abend hinein erzählen mir dann diese einfachen Bauernleute, was sie bewegt, wie sie leben und wie sie über die Entwicklung ihres Landes denken:

«Schau, Bruno, wir hier in unserem Dorfe sind stets einfache Menschen geblieben, uns zieht eine Kirche mehr an als die Partei. Und hier wird ein Mensch mehr danach eingeschätzt, ob er etwas leistet, ob er ehrlich ist und sein Wort hält. Deswegen haben wir allerdings nichts gegen die Partei, gerade bei uns sind ihre Mitglieder aufrichtige und senkrechte Leute. Schlußendlich waren wir alle zusammen einmal in der Widerstandsbewegung und haben dort gelernt, wie wichtig es ist, aufeinander zählen und vertrauen zu können. Wir wollen unsere Felder bebauen und unsere Tiere züchten und sie später zu einem anständigen Preis verkaufen. Und solange wir unseren Boden aus eigener Kraft bebauen können, brauchen wir auch keine Maschinen und sind zufrieden.»

«Aber wenn ihr euch schon dagegen sträubt, in ein Kollektiv gepreßt zu werden, so solltet ihr dennoch danach trachten, eure Erträge zu steigern. Ihr müßt doch schließlich die Versorgung des Landes garantieren.»

«Vorderhand werden wir das ohne weiteres tun können, auch wenn unsere Durchschnittserträge unter denen der großen Kombinate liegen. Schlußendlich helfen wir ihnen ja in den Erntezeiten aus wo wir können... Es gibt im übrigen noch viel brachliegendes Land, und so wie die industrielle Lage jetzt ist, daß viele Fabriken der Textilbranche und der Lebensmittelindustrie nur noch mit halber Kraft arbeiten, werden viele ehemalige Bauern aufs Land zurückkehren und wieder den Boden bearbeiten wollen!»

Am andern Tag besuche ich in der Nähe von Bjelovar, in Severin, ein auf Schweinezucht spezialisiertes Kollektiv. Es hat mit sämtlichen Bauern der Umgebung Privatverträge abgeschlossen, ihnen ihre Aufzucht von Ferkeln bis rund 40 kg Lebendgewicht abzukaufen. Bei der Fütterung und Haltung der Jungschweine müssen die Bauern aber ganz gewisse Bedingungen einhalten. Später mästet die Farm die Tiere so weit auf, bis sie gut 100 kg Gewicht aufweisen, dann werden sie an eine Fleischkonservenfabrik in der Umgebung von Zagreb weiterverkauft. Diese Farm hat rund 100 Angestellte. Wie mir der Hauptagronom mitteilt, ist sie aus einem auseinandergefallenen Agrarkollektiv entstanden, und so frage ich ihn denn auch, wie es dazu gekommen sei...

«Der Hauptgrund liegt nicht einmal darin, daß die Bauern in diesem Kollektiv nicht gearbeitet hätten. Dieses Kollektiv hat es verhältnismäßig sogar lange ausgehalten. Die Zerwürfnisse kamen erst, als es darum ging, den Betrieb zu rationalisieren. Da wollten die Bauern nicht mehr mitmachen. Sie befürchteten, Lohneinbußen

auf sich nehmen zu müssen. Der Arbeiterrat beschloß, die Leitung abzusetzen. In diesem Fall muß jedes Unternehmen einen sogenannten Konkurs ausschreiben. Der Betrieb wird nur dann aufrechterhalten, wenn sich eine neue Direktion finden läßt, die ihn weiterführen will. In den meisten Fällen zusammengebrochener Agrarwirtschaften meldete sich eben niemand dazu. Das ist in Jugoslawien das Geschehen, wenn ein Kollektiv zusammengebrochen ist. Heute allerdings gäben viele Direktoren aller Branchen wieder etwas dafür, wenn sie an der Spitze einer LPG stehen könnten. Die Zeit der Landflucht in Jugoslawien ist vorbei. Und heute rentiert es sich wieder, ein Schweinchen zu mästen, anstatt an einer Textilmaschine zu stehen und nie zu wissen, wann man arbeitslos wird.»

Diese Worte verkörpern eine harte Wahrheit, die sich mit keinem Mittel beschönigen läßt: Vor der Ungewißheit, was die Wirtschaftsreform bringen wird, gehen viele Fabrikarbeiter wieder aufs Land zurück und hoffen, sich wieder einen Bauernhof gründen zu können. So hat die jugoslawische Landwirtschaft ihre ganz speziellen Probleme. Mit der Zwangskollektivierung hat sie vor dem Sturze Stalins nur die denkbar schlechtesten Erfahrungen gemacht. Seit sie vom Weg der Sozialisierung abgewichen ist und den Bauern praktisch ihren Boden zurückgegeben hat, hat sie keine Engpässe mehr durchmachen müssen. Dafür steht sie nun vor andern, nicht minder schwerwiegenden Problemen: Vor der Tatsache, daß sich die Mechanisierung infolge der Wirtschaftskrise verzögert hat, daß dem Staate die Mittel fehlen, die privaten Bauern zu subventionieren und daß diese zuerst einmal dazu gebracht werden müssen, ihre Erträge aus eigenem Willen zu steigern. Und nicht zuletzt droht ihr Erbzerstückelung und Aufspaltung.

Diese Engpässe aber sind mit herkömmlichen Mitteln und im Rahmen der Wirtschaftsreform zu lösen. Nur braucht es Geduld dazu. Das wissen die Jugoslawen selbst am besten und geben es offen zu. Und im gleichen Atemzuge meinen sie, daß die bulgarische Landwirtschaft zurzeit besser funktioniere. Was ist von einer solchen Aussage zu halten? Nun, ich war vor kurzem selbst in Bulgarien und konnte mir dort meine Eindrücke an Ort und Stelle machen.

Ohne Zweifel: die sozialisierte Landwirtschaft Bulgariens funktioniert um einiges besser als die jugoslawischen Gemischtwirtschaften. Und von allen Landwirtschaften im Ostblock, in denen der Kollektivierungsprozeß abgeschlossen ist und den privaten Besitz an Boden praktisch ausgemerzt hat, steht die bulgarische weitaus am besten da. 1955/56 wurde die Agrarreform abgeschlossen: Rund die Hälfte allen bäuerlichen Besitzes wurde damals ins Staatseigentum übergeführt. Erstaunlicherweise kam es dabei nicht zu nennenswerten Auseinandersetzungen zwischen den Privatbauern und der Staatsmacht; auch sanken in den folgenden Jahren die Produktionszuwachsrate nicht, sie steigerten sich eher! In den

letzten zwölf Jahren betrug die mittlere Zuwachsrate Bulgariens in der Landwirtschaft rund 7 Prozent, im Vorjahr lag sie bei 8,2 Prozent. Und die mittleren Ertragswerte pro Hektare sind mit wenigen Ausnahmen die höchsten in ganz Osteuropa. Wenn die klimatischen Bedingungen auch außerordentlich günstig sind, so heißt es doch etwas, in der Tomatenproduktion die absolute Spitze zu halten und Italien vom ersten Platz in der Weltrangliste verdrängt zu haben.

Beidseits der Straße von Varna nach Baltschik dehnen sich riesige Aecker aus. Bereits sind sie für die nächste Aussaat gepflügt worden. Sie machen einen sauberen, gepflegten Eindruck und sind nicht mit vergessenem Gerät und Unkraut übersät, wie das in Böhmen und der Slowakei immer wieder vorkommt.

Die Organisation der kollektiven Betriebe ist nicht die schlechteste und scheint sich vor allem in den letzten drei Jahren bewährt zu haben. In der Regel werden drei bis sechs Dörfer in einer Kooperative zusammengefaßt. Die auf diesen Gütern arbeitenden Bauern sind gegen Krankheit und Unfall versichert. Auch stehen sie im Genuß einer Alterspension. Sämtliche diese Sozialleistungen werden zu einem Teil durch den Staat, zum andern durch die Kooperative selbst getragen. Diese muß den Landarbeitern einen Mindestlohn garantieren und einen Fonds äufnen, der in Katastrophenfällen den Ernteausfall zu decken vermag. In der Großzahl der Kooperativen wird die Höhe der Sozialleistungen, die zusätzlich zu den staatlichen Ansätzen bezahlt werden, nach den Leistungen der Bauern berechnet und ihnen dann im Bedarfsfalle ausbezahlt. Wer also mehr leistet, hat auch im Alter mehr davon. Ebenso werden die Löhne nach dem Leistungsprinzip entrichtet. In der Regel wird es so gehalten, daß jeden Monat 70 Prozent des zu erwartenden Reingewinnes für Löhne ausbezahlt werden. Der Rest wird nach der erfolgten Jahresabrechnung in Form von Prämien unter die Angestellten verteilt. Weiter ist es die Aufgabe der LPG's, den Lebensstandard auf dem Dorfe zu heben und den Dorfbewohnern eine bessere kulturelle Bildung zu vermitteln. Und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß sie darin Erfolg gehabt haben. In den Dörfern mit gut funktionierenden Kolchosen ist der Wandel offensichtlich: Die Bauern verdienen im Schnitt besser als in der Industrie. Sie bauen sich ihre eigenen Häuser. Und sie benützen die Bildungsmöglichkeiten, die ihnen geboten werden.

In eine solche Kooperative bin ich selbst gefahren. Sie liegt gut 35 km von Varna weg im Landesinnern und umfaßt die drei Dörfer Banovo, Levskij und Suworovo. Ihre nutzbare Fläche beträgt 6200 ha, davon entfallen auf Reben 320, auf Luzerne 600, auf Roggen 400, auf Weizen 2200, auf Mais 1300, auf Sonnenblumen 300, auf Zückerrüben 140, auf Bohnen und Erbsen 80, auf Tomaten 20, auf Paprika 40 und auf Obstanbau 400 ha. Die von den Bauern privat in eigenem Besitz genutzte Fläche macht rund 400 ha aus. Auch der

Viehbestand läßt sich sehen: 450 Kühe, 150 Stiere und Kälber, 1500 Rinder, 20 000 Hühner, 8000 Schafe, 1600 Schweine und 320 Pferde. Der Milchertrag einer Kuh liegt bei 3600 l im Jahr, und ein Huhn legt 180 Eier. Pro Hektare werden 15 Zentner Weizen, 17,5 Zentner Mais und 250 kg Sonnenblumenkerne jährlich geerntet. Der Kolchos verkauft im Jahr rund 6 bis 7 Tonnen Tomaten.

Dazu meinte der Hauptagronom: «Unsere Kooperative arbeitet hauptsächlich mit den Außenhandelsunternehmen zusammen. Unsere Produkte werden also in erster Linie exportiert, so unsere Mastschweine, Lamm- und Kalbfleisch, dann Eier, Getreide, selbstverständlich die Tomaten, Wolle und Weintrauben. Im Zuge der bulgarischen Wirtschaftsreform ist es uns nun möglich, mit den Handelsgenossenschaften Verträge abzuschließen und Preise auszuhandeln, die auch die Qualität unserer Produkte berücksichtigen. Gott sei Dank sind wir heute so weit. Nach den reinen Plannormen zu arbeiten war fürwahr keine Freude mehr!»

«Hat die Agrarreform auf dem Dorfe eigentlich große Schwierigkeiten mit sich gebracht?» will ich weiter wissen.

«Wir haben sicher nie große Schwierigkeiten gehabt wie die andern sozialistischen Staaten, die ja teilweise dieses Experiment wieder aufgegeben haben. Trotzdem mußte die letzte Agrarreform in ihren Verfügungen wiederholt geändert werden. Wohl die zwei wichtigsten Punkte sind, daß den Bauern privates Hofland zur Verfügung gestellt werden mußte und ihnen durch das Gesetz auch das Recht zugestanden wurde, auf eigene Rechnung ein Handwerk auszuüben. Seither hat sich auf unseren Dörfern manches zum Bessern gewendet!»

Die vom Staate angewandten Methoden in der Landwirtschaft sind nicht schlecht. Auch treibt er auf diesem Sektor eine fundierte Forschung: Heute stehen den Kooperativen ungefähr rund 50 landwirtschaftliche Versuchsstationen zur Verfügung, die sich über das ganze Land verteilen.

Die Fortschritte in der bulgarischen Landwirtschaft sind beachtenswert. Sie sprechen dafür, daß sich die ehemaligen Privatbauern, die einstmals ihr kleines Gut von rund 6 bis 8 Hektaren besaßen, in den Kolchosen doch assimiliert haben. Ein Bauer verdient – in diesem Fall in Suworovo – rund 110 Leva im Monat, ein Traktorist 150 und die an der Spitze stehenden Angestellten 200 bis 280 Leva.

Nun, nicht in jeder LPG sind die Verhältnisse derart gut wie in diesen drei Dörfern. In Sofia habe ich auch andere Stimmen gehört: «Ich weiß drei Kolchosen in der Umgebung in Plovdiv. Infolge mangelhafter Pflege ist das Vieh dort krank geworden und mußte notgeschlachtet werden. Hingegen ‚erfreuen sich die Tierchen, die den Bauern selbst gehören, der besten Gesundheit‘. Sie werden sauber gepflegt und ordentlich gefüttert!» Oder: «Es war nicht so einfach, diese Landreform durchzuführen, wie man ihnen das von

offizieller Seite glauben machen will. Es ist da und dort zu einigen heftigen Zusammenstößen gekommen.»

Gegensätze zwischen Jugoslawien und Bulgarien. Wohl in der Struktur! Und in der Bauernmentalität? Ich weiß nicht, ob sich der bulgarische Bauer doch nicht etwas anders äußern würde, wenn er soviel Freiheit hätte wie sein jugoslawischer Bruder. Und ich denke an meinen Freund in Gornja Kovačica.

Bruno Schläppi, Zürich

Der Mythos in Wirtschaft und Wissenschaft

Zum neuen Buch von Prof. Eugen Böhler¹

Prof. Eugen Böhler ist unter den Wirtschaftswissenschaftlern ein Außenseiter. Trotzdem hat er von allen schweizerischen Lehrern dieser Wissenschaft auf die Wirtschaftspolitik unseres Landes während längerer Zeit wohl den größten Einfluß ausgeübt.

Zum Außenseiter hat ihn vor allem gestempelt, daß er versuchte, sowohl die Tiefenpsychologie wie die Erkenntnistheorie als Korrektive gegenüber der «reinen» Nationalökonomie ins Spiel zu bringen. Dies hat ihn gegenüber herrschenden Lehrmeinungen und wissenschaftlichen Modeströmungen eine oft skeptische Haltung einnehmen lassen.

Er hat seit langem an den Traum der wertfreien Wissenschaft nicht mehr geglaubt. Er ging davon aus, daß unser Denkvermögen weitgehend an Vergleiche gebunden sei. «Warm» wird erst zu einem inhaltserfüllten Begriff, wenn ein Vergleichswert «kalt» besteht. «Kapitalist» sagt erst etwas aus, wenn ihm «Nicht-Kapitalisten» gegenüberstehen. Gäbe es keine «Nicht-Kapitalisten», wäre es höchstens noch sinnvoll, von «großen» und «kleinen» Kapitalisten zu sprechen usw.

Wenn schon unsere Erkenntnis weitgehend auf Vergleichen beruht, das heißt dem sogenannten Gesetz der Polarität unterliegt, dann ist es offensichtlich, daß wegen der Struktur des Denkvorganges eine wertfreie Wirtschaftswissenschaft ein Mythos ist. Prof. Böhler hat deshalb die Meinung vertreten, es sei eher lächerlich, wenn ein Ökonom behaupte, ein von ihm erfundenes Modell sei wertfrei. Es gehöre im Gegenteil zu den Aufgaben des Wissenschafters, die – oft unausgesprochenen und unbewußten – Wertungen deutlich zu machen. Erst dann bestünden die Voraussetzungen, um sich offen

¹ Eugen Böhler: «Der Mythos in Wirtschaft und Wissenschaft.» Verlag Raubach, Freiburg im Breisgau 1965. 580 S. Preis Fr. 37.—.